

# Im Nebel [Fortsetzung]

Autor(en): **Tinseau, Léon von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **6 (1902)**

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575339>

## **Nutzungsbedingungen**

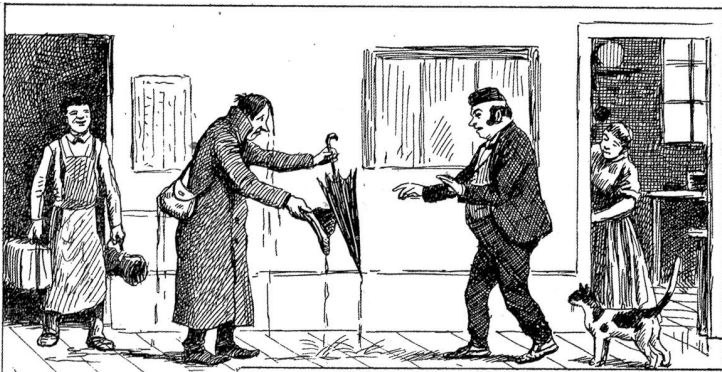
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



November. Noch einer!

## Im Nebel.

Roman von Léon von Tinsau.  
(Fortsetzung.)

„Großer Gott, ich hoffe, Alexandrine hat niemals Freunde gehabt!“

„Felix Heropian war ihr Freund. Aber wir werden besser über sie sprechen können, wenn Sie sie gesehen haben. Reden wir jetzt lieber über Ihre Reisepläne, da ja Frankreich nur eine Ihrer Etappen ist.“

„Meine Pläne? Die bestehen darin, der Verordnung meines Arztes zu folgen. Luftveränderung, Abwechslung, neue Gegenstände sehen, kein Buch in die Hand nehmen, an keiner Konferenz teilnehmen: da haben Sie mein Programm. Was mich in der alten Welt außer meiner Familie interessiert, das



EV ML  
DIE SCHWEIZ.  
13501

sind die Museen, die Monumente, hauptsächlich die Ruinen. O, die Ruinen! Wie das einem bei uns abgeht! Wie wäre es, wenn wir an einem dieser Tage nach Rom oder Griechenland gingen? Wenn ich denke, daß ich so nahe bei der Akropolis bin! . . .“

„Sie glauben, daß man nur so mir nichts dir nichts nach Athen reist?“

„Aber es ist ja nicht weiter von Paris, als Neu-Orleans von Neu-York!“

„Ihre Argumente sind unwiderleglich. Wir wollen indes mit Orten beginnen, die für mich leichter erreichbar sind: zum Beispiel der Louvre. Inzwischen kommen Sie mit mir in meine Wohnung, wohin ich auch Ihre Cousine bestellt habe wegen der geheimnisvollen Zusammenkunft mit Ihnen.“

Alexandrine, die früher da war, erwartete ihre unbekannte Verwandte mit Zittern und Beben.

Sie bemühte sich, sie beim ersten Anblick, noch ehe sie ein Wort gewechselt hatten, ungefährlich zu finden: „Welche Toilette, ohne jeden Glanz! Mit ihren Millionen würde ich mich besser kleiden. Sie ist größer wie ich und könnte mit einem guten Korsett eine hübsche Gestalt

haben. Aber in welchem Bazar mag sie das ihrige gekauft haben? Und diese Stiefelchen! Geht sie denn immer zu Fuß? Ist sie hübsch? Vermutlich. Er wird sie gewiß hübsch finden! Die Augen werden ihm gefallen, er wird sich sofort in sie verlieben! . . .“

Edna, die nicht dieselben Gründe hatte, um eine strenge Kritik zu üben, fand ihre Cousine reizend. Sie hätte es ihr am liebsten gleich gesagt; aber sie war teils sehr bewegt, teils durch den großen Zauber der Pariserin eingeschüchtert. Da man zu erwarten schien, daß sie zuerst sprechen würde, sagte sie mit ihrer tiefen Stimme, in der der Accent des Westens etwas vorzuschlug: „Cousine, Frau Vernier wird

Ihnen sagen, welche Frage ich vor allen andern an sie stellte. Ich konnte es kaum erwarten, die einzigen Blutsverwandten, die mir Gott gelassen hat, zu sehen. Denn ich habe nicht das Glück, mit einer Großmutter beisammen sein zu können, wie Sie. Cousine, wollen Sie mich ein wenig lieb haben?“

Die Stimme Ednas war vielleicht dasjenige, was sie am meisten von allen andern Frauen unterschied. Dieses ungemein modulationsfähige Organ hatte eine unglaubliche Macht zu rühren, hinzureißen, zu überzeugen. Der Zauber verfehlte seine Wirkung auf Alexandrine nicht, die sich indessen verzweifelt dagegen wehrte. Sie dachte: „Wie wird es erst ihm ergehen!“ Sich hinter den leichten Unterhaltungston und das hübsche Lächeln der Pariserin verschanzend, sagte sie: „Erinnern Sie mich nicht an meine Großmutter! Ich bin hinter ihrem Rücken zu Ihnen gekommen, was sehr schlecht von mir ist; aber es soll Ihnen beweisen, wie sehr mir daran lag, Sie kennen zu lernen.“

Edna faßte diese Höflichkeit als Freundschaftserklärung auf. Sie dankte mit freudig glänzenden Augen: „Wie gut Sie sind! Ich wäre jetzt ganz glücklich, wenn ich Großmama umarmen könnte. Zudem darf ich nicht vergessen, Sie zu Ihrer Verlobung zu beglückwünschen. Ich bin so froh! Wollen Sie mich nicht umarmen?“

Alexandrine hielt Edna eine marmorkalte Wange zum Kuß hin. Ihre Antwort klang wie ein versteckter Vorwurf: „Aber Sie, Cousine, wie kommt es, daß Sie noch nicht verheiratet sind?“

„Ich habe keine Zeit dazu: ich arbeite so viel! Uebrigens arbeiten Sie ja auch. Wie angenehm muß es sein, Schriftstellerin zu sein! Ihre Geschichte ist sehr schön. Ich hätte beinahe geweint, als ich sie las.“

Norac kannte bereits die gleichnerische Artigkeit, die wohlherzogene Leute Schriftstellern gegenüber beobachteten; sie fragte mißtrauisch: „Wie können Sie ‚Gebrochene Flügel‘ schon gelesen haben? Sie sind ja erst seit gestern abend hier.“

„Ich habe sofort nach dem Buch geschickt, die ganze Nacht gelesen und heute mit der Frühpost vier Exemplare hinübergeschickt. Ich bin so stolz auf Sie! ‚Gekrönt von der französischen Akademie! Welche Ehre für die Familie!“

„Die Familienehre hat dabei nicht viel gewonnen,“ sagte Alexandrine mit zusammengezogenen Brauen. „Sie sind ohne Zweifel die einzige Person auf der Welt, die auf mich stolz ist — mich selbst nicht ausgenommen.“

Wie dem auch sei, ich hoffe, daß wir uns bald wiedersehen, falls Frau Bernier die Güte haben will, ihre geheimnisvolle Rolle als Vermittlerin auch ferner beizubehalten."

"Man wird ja sehen," sagte die vorzügliche Frau. "Mir wäre es am liebsten, wenn man mich recht bald entbehren könnte. Heimlichkeiten, selbst zu gutem Zweck, sind nicht nach meinem Geschmack. Miß Leslie, wollen Sie so gut sein auf mich zu warten, während ich unsere liebe Alexandrine heimgeleite?"

Die Stimmung der jungen Mädchen hatte sich, als es zum Abschied kam, beiderseits geändert. Alexandrine war weniger geringschätzend, die andere minder expansiv und trauriger. Als Frau Bernier zurückkam, sagte Edna: "Ich frage mich seit einer Viertelstunde, ob diese Heirat meine Cousine glücklich macht."

"Die Heirat hat mit der Verbitterung, die sie durchblicken ließ, nichts zu thun; sie befreit sie vielmehr von gewissen Widerwärtigkeiten, die ich bereits andeutete. Bei uns wird ein junges Mädchen aus der Gesellschaft nicht dann als moralisch gesund angesehen, wenn es den Unebenheiten der Existenz die Stirne zu bieten vermag, sondern wenn es — durch Vermeidung jedweder Berührung mit der Menge — in vollkommener Unwissenheit dieser Dinge bleibt. Aber wie wäre es möglich zu Hause zu bleiben, wenn man sein Brod verdienen muß? Und wie kann man anders, als sich auf Freunde stützen, wenn man weder Vater noch Bruder hat? Ihre Cousine fand an Felix Heropian den aufrichtigsten, ergebensten, ehrfurchtsvollsten Freund; dafür aber erwuchs ihr in einer literarischen Rivalin eine erbitterte Feindin, die sich dadurch rächte, daß sie den Verdacht verbreitete. . . Sie sind entrüstet? Das ist bei uns leider nichts Neues. Die Schwierigkeit bestand darin, diese Heirat zustand zu bringen. . ."

"Aber Sie sagten mir doch, der junge Mann sei gut, großmütig und liebe meine Cousine. Ich kann demnach nicht begreifen, welche Schwierigkeit. . ."

"Sie sprechen wie eine echte Amerikanerin! Ich wiederhole Ihnen, daß es bei uns eines wirklichen Heroismus bedarf, um ein junges Mädchen ohne Mitgift zu heiraten. Lassen Sie sich's gesagt sein, liebe Freundin: Ihr neuer Cousin ist ein Held."

"Ist er reich?"

"In Amerika würde er für arm gelten. In den guten Jahren, wenn der Hagel seine Weingärten verschont, kann er fünfundzwanzigtausend Franken ausgeben."

"Warum arbeitet er denn nicht?"

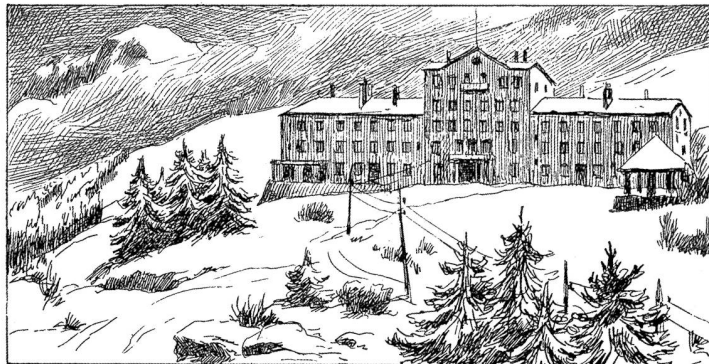
"Weil es in Frankreich für einen Mann, wie er, keine Arbeit gibt."

"Und der Haushalt soll mit weniger als fünfhundert Franken wöchentlich bestritten werden?"

"Liebe Freundin, ich bezweifle, daß Ihrer Großmutter das Doppelte dieser Summe für sich und Ihre Cousine jährlich zur Verfügung steht."

"O, mein Gott! . . . Aber Alexandrine schreibt ja Bücher?"

"Erstens hat sie erst ein Buch geschrieben. Zweitens gibt es bei uns kaum mehr als zehn Frauen, die durch die Feder ihr anständiges Auskommen finden. Unsere



Dezember. Eingeföhnet.

Sprache hat nicht wie die Ihrige dreihundert Millionen Leser aufzuweisen."

Edna war in Gedanken versunken und hörte nicht mehr zu. Sie dachte: "Arme, arme Großmutter! . . . Und ich wußte von nichts! Es ist ein Glück, daß ich gekommen bin! . . ."

"Ich erwarte Sie morgen zur selben Stunde," sagte Frau Bernier, als sie sich von Edna verabschiedete. "Ihre Cousine wird hier sein und Ihnen den lieben Felix vorstellen." —

Diese Vorstellung war nicht so ganz leicht zu bewerkstelligen. Alexandrine gab zuerst vor, ihre Großmutter nicht zwei Tage hinter einander allein lassen zu können. Als aber Frau Bernier sich anbot, den unerläßlichen Höflichkeitsakt zu übernehmen, war Fräulein Caron gleich zu haben. Am Abend, während Frau Lyzdeyko mit ihrem grauen Kopf schlummertrunken nickte, wurde der gute Felix auf die Zusammenkunft vorbereitet und zwar so gut, daß er ziemlich verdrießlich bei seiner alten Freundin erschien. Die Fremde mißfiel ihm, umso mehr, als er jene Abneigung vor allem Erotischen hatte, mit der der Franzose, der seinen Erdwinkel nie verlassen, sich so gern brüstet. Er war zugeknöpft und steif. Ganz besonders aber fiel allen das unangenehme Benehmen Alexandrines gegen alle Anwesenden, hauptsächlich jedoch gegen ihren Bräutigam auf. Es war augenscheinlich, daß die Unglückliche grausam litt. Die gute Julie schlug in der Absicht, ihren Schützling zu zerstreuen, einen gemeinsamen Besuch des Louvre für den nächsten Tag vor. Alexandrine lehnte für sich ab, in einem so schneidenden Ton, daß es unnütz schien, weiter in sie zu dringen. Frau Bernier sagte zu dem jungen Mann: "Sie haben keine Großmutter zu pflegen, wir rechnen daher mit Bestimmtheit auf Sie. Beurlauben Sie Felix für morgen, liebes Fräulein?"

"Für morgen und für alle folgenden Tage," erwiderte Alexandrine, sich gleichgiltig stellend, um ihre Qualen zu verbergen.



E.V.M.  
DIE SCHWEIZ.  
13502

„Danke!“ sagte Herepian geärgert. „Da man mich anderwärts entbehren kann, bitte ich Miß Leslie auf meine ergebenen Dienste zu rechnen.“

Als Edna mit ihrer alten Freundin allein war, rief sie bestürzt aus: „Aber sie lieben sich ja nicht! Begreifen Sie ihre Haltung? Können wir mit gutem Gewissen die Vollziehung dieser Heirat zulassen?“

Frau Vernier schien ihre Sanftmut eingebüßt zu haben. Sie antwortete in nervös gereiztem Ton: „Meinetwegen können sie heiraten, wenn sie wollen: ich menge mich nicht hinein. Die heutigen jungen Leute sind und bleiben mir unverständlich. Ich kann Ihnen nur so viel

sagen, daß Ihre Cousine überhaupt keine Partie mehr findet, wenn diese Heirat rückgängig wird. Man hat entsetzlich über sie geredet. Anstatt Herepian wenigstens etwas Dankbarkeit zu beweisen, schmollt sie unaufhörlich mit ihm. Und um das Maß voll zu machen, ist sie nichts weniger als liebevoll gegen Sie. Wer wird das Rätsel lösen, das hinter all dem steckt?“

„Vielleicht ich,“ entgegnete Edna. „In meiner Heimat verteidige und unterstütze ich täglich Frauen, die mir fremd sind. Wir wollen sehen, ob ich nichts für meine Cousine thun kann. Mein Wahlspruch lautet: Nichts ist unmöglich, wenn man will.“

(Fortsetzung folgt).



## Frosch und Meise.

Quakt ein Frosch im Schilfgeröhre  
Seine monotone Weise.  
Nah' dabei auf schlanker Föhre  
Trillert lustig eine Meise.

Und den Frosch sehr unerquicklich  
Däucht's, den hellen Sang zu hören;  
Denn er find't es gar nicht schicklich,  
Daß man's wagt, sein Lied zu stören,

Remonstriert drum voll Entsetzen:  
„Kann wahrhaftig nicht begreifen,  
Wie sich jemand mag ergötzen  
Mit solch' übermüt'gem Pfeifen!“

Dies moderne Trillieren  
Ist vulgär und despektierlich;  
Doch wir Frösche musizieren  
Wohlstandig und manierlich.

Würdig, langsam, moderato  
Quaken wir nach Väterweise  
Und befinden uns bis dato  
Prächtig wohl im alten Gleise.“

Und die Meis' im Baumgezweige,  
Fröhlich schüttelnd ihr Gefieder,  
Zwitschert: „Gutes Fröschlein, schweige!  
Weiß ja schon, du meinst es bieder!“

Freilich hat's ja seine Hasen,  
Frische Töne anzuschlagen;  
Gönn' dir's gern, im Sumpf zu quaken —  
Droben laß' ich's mir behagen.

Im Moraste selbstgenüchlich  
Quakt der Frosch die alte Weise;  
Hoch im Wipfel frohvergnüchlich  
Singt ihr freies Lied die Meise!“

G. Lüthi, Kappel.



Das Echo.

Humoristische Skizze (Zuschzeichnung) von E. Kreibitz.